

Vortrag zur Festveranstaltung

## Vom Ende der Universitäten und ihrer Bibliotheken

### Ein Zwischenbericht

Karl Svozil\*†

*c/o Institut für Theoretische Physik, University of Technology Vienna,*

*Wiedner Hauptstraße 8-10/136, A-1040 Vienna, Austria*

### Zusammenfassung

In der Folge wird die These entwickelt, dass in der Universität des “alten” Stils, sogar nach deren humboldtschen Generalreform, Innovation und Wissenszuwachs zufällig geschah; gewissermaßen als “added value” zu ihrer vom klerikal-monastischen Staat zugeordneten Rolle des Erhalters und Ausbildners. In republikanischen Zeiten verschoben sich die deklamatorischen Ziele zunehmend auf wissenschaftlich-technologische Innovation, wobei die Universitäten nun durch ein System von “checks & balances” und “performance indicators” von Buchhaltern administriert werden. In einer Verkehrung der Ziele und Wirkung relativ zur früheren Form produziert die Buchhalter–Universität heutzutage als “added value” ungewollt sowohl heuchlerische Pseudo-Performance durch Anpassung an vorgegebene quantitative Kriterien für Lehre und Forschung verbunden mit einem qualitativen Performanceabfall, als auch die Entmündigung und Pauperisierung ihrer Organe.

PACS numbers: 89.20.-a,89.75.-k,01.70.+w

Keywords: Universitätsreform, Wissenschaft und Gesellschaft

---

\* Beitrag zur Festschrift anlässlich des 60. Geburtstages von Hofrat Dr. Peter Kubalek, Direktor der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Wien. Publiziert in *Bibliothek, Technik, Recht. Festschrift für Peter Kubalek zum 60. Geburtstages*, Herausgeber Hans Hrusa (Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung, Wien 2005), pp. 185-198. Die hier vertretenen Meinungen des Autors verstehen sich als Diskussionsbeiträge und decken sich nicht notwendigerweise mit den Positionen der Technischen Universität Wien oder deren Vertreter.

†Electronic address: [svozil@tuwien.ac.at](mailto:svozil@tuwien.ac.at); URL: <http://tph.tuwien.ac.at/~svozil>

The skeptick doth neither affirm nor deny  
any position but doubteth of it,  
and applyeth his reason against that which is affirmed, or denied,  
to justify his non-consenting.

*Sir Walter Raleigh (1552-1618) kurz vor seiner Enthauptung.*

Angesichts von Mißständen:

Bekennen Sie ihre Meinung!

Drücken sie sich frei und klar und laut aus,

damit die Menschen sie hören können!

*Dr. Bruno Kreisky, Bundeskanzler von Österreich,*

*in einem persönlichen Gespräch, um 1980.*

## I. VORBEMERKUNG

Lassen Sie mich zuerst festhalten, dass ich vermutlich wie Wenige in der Lage bin, die herrschenden Positionierungen in der österreichischen Universitätslandschaft in einer ganz bestimmten Art zu beurteilen.—Einerseits als Physiker an der Technischen Universität Wien; einer Spitzenforschungsinstitution unseres Landes, welche in vielen Bereichen Weltspitzenniveau für sich beanspruchen darf. Ich muss zugeben, dass ich jeden einzelnen Tag glücklich bin, hier forschen und lehren zu dürfen.

Andererseits habe ich auch über sechs Jahre praktische Erfahrung als Beamter der Ministerialadministration, welche alle staatlichen Universitäten koordiniert und deren Tätigkeit im weitesten Sinne abwickelt; heute zwar indirekter als früher, aber nicht weniger bedeutend. Warum? Weil das Ministerium unverändert beinahe die gesamte Zeche zahlt. Und wer bezahlt, kann sich auf mannigfache Weise Gehör verschaffen.

Ich kenne und verstehe deshalb beide Sichtweisen: die des Ministeriums und der Verwaltung; und die der Universitäten und der Wissenschaftler. In beiden Bereichen habe ich ungeheurer fähige, kluge und unbestechliche Menschen, Mitarbeiter und Vorgesetzte kennen gelernt, und in beiden Bereichen auch durchschnittliches Mittelmaß. Zuweilen erschien mir, dass im Ministerium Wissenschaftler auf Verwaltungsposten saßen, die jederzeit ihre Fächer wie Altphilologie, Archäologie, Germanistik, Soziologie, Geschichte, Rechtswissenschaften, Physik und Philosophie an Universitäten großartig vertreten und voranbringen hätten können. Die Liebe und Hingabe zu

ihren Fächern blieb diesen Menschen zeitlebens erhalten, und floss wohltuend in die ministeriellen Entscheidungen ein. Dies, verbunden mit einer steigenden Internationalisierung, ist vielleicht der eigentliche Grund des zunehmenden Aufstieges der Wissenschaften in der Zweiten Republik.

Beide Sichtweisen—die ministerielle und die universitäre—erscheinen mir gleich plausibel, obwohl zuweilen unvereinbar; vergleichbar etwa mit der Beobachtung von Paul Dirac im sizilianischen Erice im Jahre 1983, welcher meinte, es könne doch nicht sein, dass ein thermonuklearer Krieg geführt werde um zwei Positionen, welche gleichermaßen verständlich erscheinen: der einen, dass der erworbene Wohlstand der Eltern an deren Kinder weitergegeben werden darf, damit es diesen besser geht als deren Vorfahren; und der anderen, dass alle Kinder, gleichgültig welcher Herkunft und in gleicher Weise, ein unveräußerliches Recht nach Ausbildung, Leben, Freiheit und Glücksstreben erhalten.

Deshalb gestatten Sie mir bitte die vielleicht freche Anmaßung der nachfolgenden Zeilen. In diesen drücke ich mich als Wertkonservativer aus, der felsenfest an die Werte des Humanismus und der Vernunft glaubt. Ich bekenne mich zur wissenschaftlichen Leidenschaft, und würde sogar genug Pathos besitzen zu behaupten, dass die universitäre Forschung letztlich das Suchen nach Wahrheit in ihren vielfältigen Erscheinungsformen zum Inhalt hat; unabhängig davon, ob eine solche überhaupt existiert oder uns Menschen erkennbar ist.

Gleichzeitig wird hier aber auch eine Art von politischer Zynismus entwickelt, der manche abstoßen könnte. Ich wurde von den Herausgebern zur Prägnanz ermuntert, und ersuche deshalb bei der einen oder anderen Formulierung, sollte sie als zu radikal erscheinen, um Nachsicht.

## II. UNIVERSITÄTEN DES ALTEN STILS

Lassen Sie mich mit einer Frage beginnen: Worin besteht die letzte Begründung von gesellschaftlichen Zuständen und ihrer organisatorischen Ausformungen wie etwa Universitäten und Bibliotheken? Woraus leiten Staat und Gesellschaft und deren Organe ihre Berechtigung ab? Gibt es eine allgemein anerkannte Basis für unsere praktizierten Rechts- und Organisationsformen?—Eine Basis, auf der auch Universitäten und Bibliotheken, samt den sie administrierenden Leitungs- und Aufsichtsorganen ihre Aktivitäten abwickeln könnten?

Um diese Fragen für die Universitäten alter Prägung zu beantworten, sollten wir weit ausholen. Das Konzil von Nicea (Iznik in der Türkei) im Jahre 325 war wohl, in heutiger Sprechweise, durch folgenden “Deal” zwischen Staat und christlicher Orthodoxie geprägt: die Verdammung der

Arianer und anderer Abweichler als Ketzer, die gewalttätige Durchsetzung dieser Ausgrenzung und des Zusammenschlusses aller "Rechtgläubigen" mit staatlicher Gewalt ging mit einer Verkettung der christlichen Orthodoxie mit dem Staatswesen einher, welches damit eine Zertifizierung "von Gottes Gnaden" erfuhr. Damit wurde das Christentum zur Staatskirche im konstantinischen, spätrömischen Reich. Diese Verkettung ermöglichte eine lang anhaltende Stabilität sowohl der christlicher Orthodoxie, als auch der staatlichen Herrschaft; eine Stabilität, welche allerdings mit der systematischen Ermordung von Millionen andersgläubiger Ketzer und Umstürzler einherging, verbunden mit einem inneren Klima dieser Gesellschaften, welches aus heutiger Sicht von fortwährendem Terror, der von Staat und Kirche ausging, geprägt war. Nach Nicea war beispielsweise alleine der Besitz gnostischer Schriften, wie etwa des so genannten "Thomasevangeliums," ein mit dem Tode geahndetes Schwerverbrechen; von den nachkonziliär einsetzenden, wie ein Flächenbrand wütenden, Bücherverbrennungen abgesehen.

In einem solchen doktrinären, totalitären Herrschaftssystem war die Rechtfertigung von Staat und Gesellschaft und deren organisatorischen Ausprägungen und Bürokratien absolut. Der absolutistische Herrscher rechtfertigte seine Herrschaft und seine Entscheidungen direkt als Gottes Auftrag; oder wirkte zumindest von Gottes Gnaden. In diesem Zusammenhang bedurften Universitäten und Bibliotheken keiner rationalen Begründung und keiner Abwägung von "checks & balances": Es reichte, wenn dem Herrscher, in mehr oder weniger Übereinstimmung mit der Orthodoxie, ihre Existenz gut dünkte oder dieselbigen dem Herrscher aus irgendeinem Grund hinreichend nützlich und willfährig erschienen und waren. So war ihre Stellung, zumindest was ihren realpolitischen Rang und Einfluss betraf, nicht viel anders als etwa die gerade in Österreich und insbesondere in Wien stark protegierten darstellenden Künste, wie etwa Staatstheater, Staatsoper und Ballett.

Da das angestammte Herrscherhaus Habsburg den Wissenschaften indifferent bis ablehnend gegenüberstand—noch Kaiser Franz Joseph beschäftigte angeblich alchemische Scharlatane mit dem erklärten Ziel, Gold zu erzeugen—ging es den Universitäten in der Donaumonarchie schlecht. Insbesondere die Naturwissenschaften litten an Unterdotierung. Kein Wunder—gegen Oper und Ballett war ihr Unterhaltungswert für den Adel gering. In einem Bericht der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien um 1900 hieß es beispielsweise, dass sich die Ausstattung der heimischen physikalischen Institute, verglichen mit denen Deutschlands, in einen geradezu erbärmlichen Zustand befänden, und es überall an Geld und Ressourcen mangle.

Dennoch war die Universität alten Stils mannigfach abgesichert und im Staat verankert. Ihre

Professoren waren Staatsbeamte mit weitgehender Autonomie in der Lehre und Forschung; eine Autonomie, von denen heutige Universitätsorgane zunehmend nur mehr träumen dürften; die Verelendung dieser Gruppe hat bereits auf breiter Front eingesetzt.

Dazu kam, dass die humboldt'sche Umwälzung der Universitätslandschaft im neunzehnten Jahrhundert eine Reform war, deren ureigenster Kern nicht in der Verbuchhalterung bestand, auch nicht in Kostenreduktion, und auch nicht im Controlling; sondern sich auf inhaltlich-wissenschaftliche Werte konzentrierte. Die universitäre Lehre sollte in der Forschung begründet sein; gewissermaßen dem alten Zunftwesen der Handwerker abgeschaut: vom Lehrling zum Gesellen zum Meister—"training on the job." Hier meldete sich die Aufklärung und die naturwissenschaftlich-technische Elite zu Wort, nicht die Verwaltung.

In einem solchen Klima gediehen die Wissenschaften zwar nicht optimal, aber zumindest leidlich. Es gab beispielsweise wohl viele Egomanen auf den Ordinariaten, die sich als Patriarchen gerierten und kaum Mitarbeiter förderten. Aber warum sollte das ein heutiger angestellter Professor tun, wenn er doch ständig dem Zuckerbrot und der Peitsche von Performanceindikatoren und Peer-Evaluationen ausgesetzt ist?

Und—man sollte das heutigen Verelendungsstrategen ins Stammbuch schreiben—der wissenschaftlich begeisterte Mensch ist von Natur aus neugierig und aus sich heraus in höchstem Maße motiviert, dieser Neugierde nachzugehen in der Hoffnung auf Lösungen in der Begründung neuer Erkenntnisse. Noch einmal; und man kann das im Zusammenhang mit der alten humboldtschen Universitätsrevolution nicht oft genug herausstreichen: Neugierde, konzentrierte Aufsässigkeit, Mut zum Umdenken stehen am Anfang der Wissensbegründung und kennzeichnen geradezu Fortschritt, Spitzenforschung und Spitzentechnologien; also alles das, was heutige Bürokraten mit ihren buchhalterischen Erbsenzählereien zu erreichen suchen. Eine solche Neugierde und die darin begründete Innovation gedeiht am Besten im Geiste der Freiheit, nicht im Geiste von Zuckerbrot und Peitsche. Man kann es beinahe nicht prägnanter ausdrücken als die wiener Sezessionisten: der Zeit ihre Kunst; der Kunst ihre Freiheit!

Sogar im alten totalitären Regime der Sowjets gelang es den Wissenschaftlern, sich eine Art virtuelle Blase zu schaffen; einen Freiraum, von ihnen selbst beherrscht; der ihnen einen phantasiereichen Handlungsspielraum in den Wissenschaften verschaffte, welcher ihnen als Bürger und Individuen vorenthalten wurde. Ich behaupte, dass die Sowjets dies bewusst in Kauf nahmen, weil die daraus resultierende Spitzenforschung überaus nützlich für ihr Regime war, insbesondere im militärischen Bereich, ohne ihre Herrschaft zu gefährden.

### III. RECHTFERTIGUNG VON UNIVERSITÄTEN UND BIBLIOTHEKEN AUS MODERNER SICHT

In den späteren laizistischen, republikanischen und demokratischen Staatsformen, die sich in der Folge der abendländischen Aufklärung und der Industrialisierung entwickelten, kann letztendlich jede Rechtfertigung dieser oder jener Zustände einzig aus den Bedingungen des einzelnen Individuums erfolgen; in seinem unveräußerlichen Recht nach Leben, Freiheit und Glücksstreben, wie dies die dreizehn damaligen Vereinigten Staaten von Amerika in ihrer Unabhängigkeitserklärung am 4. Juli 1776 kundtaten. Bewundernswert die Klarheit dieses Bekenntnisses, erstaunlich wohl auch die Selbstsicherheit des Ausdrucks, welcher von keinem Bedenken getrübt scheint: welche Freiheit, welches Glück, welches Recht, erschaffen, vollzogen und durchgesetzt durch wen? Die Freiheit und das Glück des Einen ist oft die Unfreiheit und das Unglück des Andern. Bald schon sollte der unausweichliche, internalisierte Widerspruch dieser Prinzipien die Vereinigten Staaten in den Bürgerkrieg treiben.

Deshalb kann in der laizistischen, republikanischen und demokratischen Staatsform, in der wir uns heute glücklicherweise befinden, die Existenz von Universitäten nicht mehr absolut, gewissermaßen von "Gottes Gnaden", begründet werden. Vielmehr könnte man die Überlegungen, die zur Aufrechterhaltung und Finanzierung von Universitäten durch das allgemeine Steueraufkommen führen, auf folgenden persönlichen, neoliberalen Punkt bringen: Was bringen Universitäten und Bibliotheken mir, dem Individuum, persönlich; und zwar kurz-, oder zumindest mittelfristig? Was ist deren "return of investment"; was schaut dabei heraus? Und wie kann man das Verhältnis zwischen Kosten und Nutzen maximieren? Tertiäre Bildung gerät hier in Relation und sogar Konkurrenz mit Fitnesszentren, Unterhaltungsetablissemments und anderen individuellen Bedürfnisbefriedigungsanstalten.

Wissen und Information, so wird an vielen Wirtschaftsuniversitäten gelehrt, kann nur dann als solches gelten, wenn man damit unmittelbar Gewinne erzielt. Hierbei ist noch zu beachten, dass der Zusammenhang zwischen universitärem Wirken und persönlichem Gewinn wenig bekannt und auch kaum nachvollziehbar ist. Ein Freund, der als Kaufmann mit Universitätsabschluss davon lebt, mit Waren der EDV zu handeln, hat mir beispielsweise einmal eröffnet, er wisse nicht, wofür Physik überhaupt gut sei. Meine Vorhaltung, dass erst die von Physikern entwickelten Erkenntnisse und die darauf aufbauenden Technologien seine Geschäfte ermöglichten, hat er missbilligend abgeschüttelt. In einem solchen Klima des unwilligen Widerstandes, ja der Ignoranz, ist es für die

Universitäten schwer, zu gesellschaftlichen Ressourcen zu kommen.

Der Zug der öffentlichen Rechtfertigung ist in Österreich bereits mit dem Ende der Donaumonarchie und der uns aufgezwungenen Republik abgefahren. Letztendlich angekommen ist er spät; und zwar mit dem Universitätsorganisationsgesetz 2002, welches ein Kind vieler Mütter und Väter sowohl im konservativ-neoliberalen, als auch im sozialdemokratischen Lager war; unabhängig davon, mit welcher tagespolitischen Majorität es beschlossen wurde. Die Universitäten wurden darin endgültig vom Staat getrennt; in die "Mündigkeit entlassen," wie das einige Proponenten nun mit hehrer Mine verkünden.

Die wahren Absichten allerdings sind weniger hehr. Zuallererst geht es, geradezu in direktem Gegensatz zu den gebetsmühlenartig verkündeten Bekenntnissen, um Budgetkürzungen und Kontrolle; sowohl was die Kosten betrifft, was durchaus nachvollziehbar erscheint, als auch was die Personen und Lehr- und Forschungsinhalte betrifft. Denn in einer prekarisierten Universität, die keine durch Beamtenstatus abgesicherten Organe mehr beherbergt, sondern in befristeten Treitmühlensituationen beschäftigte Angestellte, gilt folgendes banale Gesetz: "wessen Brot du isst, dessen Lied Du singst!"

Diese finanzielle Aushöhlung der Universitäten stellt sich vor dem Hintergrund eines beinahe unmoderierten Welthandels dar, in welchem die Gewinne sowohl international tätiger Unternehmenskonglomerate, als auch internationaler Verbrechenssyndikate zuungunsten einzelner Staaten und Staatengruppen optimiert werden. Zudem laufen die Gesundheits- und Sozialwesen, die sich in den reicheren Ländern entwickeln konnten, aus verschiedensten Gründen aus dem Gleichgewicht und verschlingen hohe budgetäre Ressourcen. Einzelne Schwellenländer mit riesigen Bevölkerungen beginnen reicher zu werden; sodass es durch die Hebelwirkung alleine aus den Bevölkerungszahlen zur Verknappungen und Verteuerungen bei Ressourcen wie fossiler Energie und Stahl kommt. Alles das wird verstärkt durch ein anhaltendes, kontinuierliches globales Aufrüsten. Versulzte Bürokratien, deren Organe ihre Privilegien zäh verteidigen, ergeben das Übrige. Dies hat eine Verschlechterung und Unterhöhlung des budgetären Handlungsspielraumes der Einzelregierungen zur Folge, die sich um Stabilisierung ihrer Staatshaushalte bemühen. Der so entstehende budgetäre Druck wird mehr oder weniger direkt auch auf deren ausgelagerte Organisationseinheiten, wie Bibliotheken und Universitäten, weitergegeben.

Kennzeichnend auch die Vernebelungstaktik der beteiligten Ministerien und der universitären Leitungsorgane, was Studiengebühr und Numerus Clausus betrifft. Niemand hatte es beispielsweise für notwendig befunden, einem sehr renommierten deutschen Mitglied des österreichischen

Universitätsrates bei seinem Eintritt in dieses Gremium darüber aufzuklären, dass auf Österreichs Universitäten ein “Kopfprämie” pro Zeugnis und Leistungsbeurteilung bezahlt wurde und effektiv noch immer wird. Diese “Prüfungstaxen” kennzeichneten einen nie ausformulierten und ausgesprochenen “Deal” zwischen der Regierung einerseits und den Vortragenden andererseits zum gegenseitigen Nutzen: einerseits der Regierung, weil damit die Vortragenden und Prüfer einen beinahe unbegrenzten Zugang zu den Universitäten ohne Numerus Clausus bei minimaler Personalaufstockung ermöglichten; den Vortragenden andererseits, weil gerade mit gewissen Großvorlesungen in Modefächern ein Mittelklasseauto pro Semester und mehr erreichbar war. Einschlägige Presseartikel zitierten dabei in regelmäßigen Abfolgen die Maximalgagen von Prüfern, die sogar deren reguläres Ordinariengehalt überstiegen.

Diese “Kopfgelder” hatten auch zur Folge, dass von den zuständigen Universitätsgremien immer weitere Prüfungen eingezogen wurden. Einige notorische Prüfer ließen Studenten immer wieder durchfallen, und kassierten damit immer wieder erneut Prüfungstaxen; gemäß dem Motto “der Student als Cashcow”. Dies hatte eine ständige Verlängerung der Studiendauern zur Folge. Nach meiner Beobachtung dürfte sich das Ministerium dieser Situation bewusst gewesen sein und versuchte zunächst durch Begrenzung des absoluten Stundenmaßes den Missstand abzustellen. Die Universitäten reagierten erwartungsgemäß flexibel, indem sie in dem kürzeren Stundenrahmen akkordartig dieselbe oder sogar noch eine gesteigerte Prüfungsanzahl einführte. Das Ministerium reagierte hierauf hartherzig und stellte kurzerhand sämtliche Zahlungen an Prüfungstaxen ein; anscheinend ohne vorher bedacht zu haben, dass damit der vorher beschriebene implizite Deal platzen würde. Nach heftigen Protesten der Prüfer, die drohten, nun nicht mehr alle tausenden Kandidaten, die sie vormals prüften, zu beurteilen, wurden die Prüfungstaxen kurzerhand durch lokale Hintertüren wieder eingeführt. Beinahe wäre man an die Skurrilitäten von Herzmanovsky-Orlando erinnert, wenn die Situation für die betroffenen Studenten nicht so ernst wäre. Besagtes Mitglied des österreichischen Universitätsrates wurde jedenfalls erst von mir, gewissermaßen beiläufig und zufällig, darüber im Cafe Museum in Kenntnis gesetzt; man hatte es nicht für nötig befunden, ihn darüber aufzuklären.

Lassen sie mich einen weiteren Misstand erwähnen. Es erscheint immer wieder erstaunlich, wie eine abtretende Generation von leitenden Universitätsangehörigen, die sich noch in einer absolutistischen Sicherheit des Berufsbeamtentums wiegen durfte, diesem unaufhaltsamen Trend bereitwillig folgte und ihn sogar noch schönredend beschleunigte, und wie diese Generation noch kurz vor ihrer Emeritierung den nachfolgenden Generationen viele ehemals genossenen Privi-

legien bereitwilligst aberkannte. Vieles von der Dynamik kann man auf persönlicher Ebene mit Canetti's Masse und Macht und der darin enthaltenen Überlegung verstehen, dass das Überleben eine subjektive Form ewigen Lebens ist, welche darin besteht, möglichst viele andere zu töten.

Ich spreche hier nicht vom ständischen Lokalgezänk zwischen "Mittelbau" und "Universitätsprofessoren", das außerhalb universitärer Strukturen nur schwer nachvollziehbar ist. Vielmehr geht es um einen aufgekündigten Generationenvertrag: vieles von dem, was dereinst im Rahmen der Berufung von Spitzenforschern selbstverständlich war, wie etwa die Muße selbst bestimmter Forschung ohne ständiger buchhalterischer Leistungsnachweise, wird es nicht mehr geben. Genau so unvorstellbar, beinahe absurd, erscheint es für die heutigen Studenten, wenn man ihnen von den humboldt'schen Studienplänen der alten Universitäten erzählt, welche vor der Verteidigung der Dissertation und Rigorosen keine einzige Prüfung verpflichtend vorsah. Das sind bereits ferne, vergessene Klänge.

Doch wieder zurück von den Anekdoten zum Hauptthema. International hat sich, verwandt mit dem Taylorismus der Performancemessung von Fließbandarbeit in den USA, und auch mit bolschewikischen szientometrischen Methoden, ein Managementstil an den Universitäten eingebürgert, welcher sehr schön und ganz ausführlich in dem kanadischen Buch "*Counting out the Scholars*" von Bruneau und Savage beschrieben wird. Darin heist es (S. 69): "Performance Indicators were never about quality. They were and are about cuts and control."

Als Folge davon sehe ich eine zunehmende Verelendung des sich unter den ungünstigen Bedingungen von Buchhaltern und Administratoren entfaltenden Universitätsbetriebes. Die Existenz dieses Verwaltungsapparates gründet sich auf höchst fragwürdige Methoden, einhergehend mit einem zunehmenden Overhead und der Produktion von dünner Luft oder Reports gefüllt mit Rechtfertigungspalaver.

Das Hauptproblem hierbei dürfte in der Begründung von politischen und finanziellen Entscheidungen und deren Vollzug in demokratischen Republiken sein: konnte der monastische Oligarch vormals aus sich heraus agieren, benötigt der Entscheidungsträger unserer Tage zu jeder seiner Aktionen einen Grund und eine Rechtfertigung. Wenn dies nicht möglich ist, werden solche Gründe mehr oder weniger frei erfunden. Ein Kollege erzählte mir beispielsweise einmal aus seiner Tätigkeit beim Auswahlverfahren von Projekten zum EU-Rahmenprogramm. Es gab zehn gleichwertig erachtete Projekte, von denen allerdings nur zwei gefördert werden konnten. Anstatt zu würfeln und dies den Verlierern mitzuteilen, suchte man krampfhaft nach Ablehnungsgründen.

Garfield, der Begründer des populären "Impact Factor" von Thomson ISI, einem

börsennotierten Unternehmen (NYSE: TOC; TSX: TOC) erörterte unlängst in Wien seinen Standpunkt zu Kritiken bezüglich verschiedenster Unzulänglichkeiten des Impact Factors, wie sie etwa in Österreich von Gerhard Fröhlich von der Kepler-Universität Linz vorgetragen werden. In Abwesenheit anderer gültiger Kriterien, die qualitativ und teuer wären, stelle der Impact Factor und verwandte Performance Indikatoren eine billige Alternative dar, Entscheidungen zu begründen. Man nähert sich mit diesem Rechtfertigungsdenken schon gefährlich einer kontraproduktiven, die universitären Strukturen schädigendem Schein-Aktionismus. Komischerweise erwähnte Garfield dabei mehrmals seine, wie er sagte “sowjetischen Freunde” in der Szientometrie. Stachanov lässt grüßen!

Es soll hierbei festgehalten werden, dass sich diese Symptomatik nicht alleine auf Österreich beschränkt, sondern global festzustellen ist. Ich gehörte selbst einer, wie ich sie nenne, “stalini-stischen Kommissionen” von “Peers” an, welche die europäischen Universitäten heimsuchen. Auf meine offen ausgesprochene Kritik an den angewandten Methoden reagierten die anderen Mitglieder der Kommission durchgehend positiv. Insbesondere ein britischer Teilnehmer erzählte mir zahlreiche Anekdoten und den Zusammenhang mit Frederick Winslow Taylor’s “The Principles of Scientific Management” von 1911. Angesprochen darauf, wie viele “schwarzen Schafe” man unter den etwa dreitausend Wissenschaftern gefunden hätte, die beispielsweise in den letzten drei Jahren nichts publiziert hätten, antwortete der zuständige Vizerektor für Forschung dieser ausländischen Universität: sechs. Ich bin sicher, dass mindestens die Hälfte davon einen guten Grund anführen könnte. Man kann über die sich ergebende Kosten-Nutzenrelation nur den Kopf schütteln.

In finsternen Stunden könnte man sogar darüber grübeln, ob das Modell Universitäten nicht ausgedient hat; ob ihr organisatorisch-geistiger Zerfall vielleicht ein schwarzes Zeitalter einläuten wird—etwa wie dasjenige nach der hellenistischen Aufklärung um 400 vor Christus—nach dessen Überwindung sich möglicherweise ein völlig anderes Wissensgewinnungs- und Wissensvermittlungsmodell durchsetzen könnte.

Noch eine Schlussbemerkung zum Thema Finanzierung der Universitäten und Bibliotheken. Viele universitäre Teilnehmer beklagen den wachsenden Druck von Seiten der Industrie, die Universitäten, insbesondere die technischen Fächer, als verlängerte Entwicklungsabteilung zu sehen. Diesem Ansinnen stehe ich sehr offen und positiv gegenüber und fordere die politischen Entscheidungsträger und die universitären Gremien gleichermaßen auf, den Anforderungen in viel größerem Umfang als bisher nachzukommen. Denn dies stellt einen nicht unwesentlichen Wettbewerbsvorteil des Standortes Österreich dar, den uns kein EU-Recht und kein Gleichheitsgrundsatz

wegklagen oder aberkennen kann. Wenn diese Strategie greifen soll, dann gebe ich zu bedenken, dass dies eine Umkehrung des oft gepredigten Verhältnisses Universität-Industrie darstellt: es wird dann nicht mehr primär heißen: “was kann die Industrie für die Universitäten tun?“, sondern “was können Staat und Universitäten für die Industrie tun?“

Das beste Beispiel geben uns hier die USA vor, wo der Rüstungssektor immer ein entscheidender Innovationsmotor gewesen ist. Dort gibt es auch keine kleinliche Anrechnung der von öffentlicher Seite aufgewandten Entwicklungskosten und deren Verhältnis zu den daraus resultierenden Vorteilen und Gewinnen von Unternehmen. Im Gegenteil-innovative Bereiche werden dort zuerst staatlich, das heißt militärisch und universitär, aufgebaut und dann von den privaten Betreibern weitergeführt. Beispiele in jüngerer Zeit, die ich persönlich miterleben durfte, sind die Entwicklung von Herzpumpen, Quantenkryptographie und Cochlear Implantate.

#### **IV. EINSCHUB SCHULBILDUNG**

Hier seien zum Abschluss des kritischen Teils einige Bemerkungen zum gegenwärtigen Schulsystem erlaubt. In Österreich scheint man traditionell der Vorstellung nachzuhängen, dass junge Menschen von sich aus faul und wenig interessiert sind und nichts lernen wollen. Diese Grundhaltung hat schon der Vorsitzende des Wissenschaftsrat gemäß Universitätsgesetz 2002 heftig kritisiert und angemerkt, dass die alten Griechen sicherlich anderer Meinung waren.

Weiters wird im Schulbereich stillschweigend davon ausgegangen, dass eine Hauptfunktion desselben darin besteht, “die Spreu vom Weizen” zu trennen, also die so genannten Begabten von den so genannten Unbegabten zu trennen, was sich in der organisatorischen Stratifizierung widerspiegelt. Wer begabt oder unbegabt ist, entscheidet dabei die jeweilige Schule. Das Hauptaugenmerk liegt nicht auf Förderung der Begabungen, sondern auf Filterung, aufs Aussieben. So entsteht ein negativer Stress, nicht durchzufallen oder aus den höheren Weihen heraus zu fallen.

Kann man im Volksschulbereich bereits auf breiterer Front einen Umdenkprozess erkennen, stellt die Sekundarstufe ein besonderes Problem dar. Diese scheint gekennzeichnet durch unwillige, demotivierte Lehrer, durch einen kontrollosen Schutzraum mit zahnlosen Mitspracherechten der Eltern, durch flächendeckende parteipolitische Besetzungspolitik und gewerkschaftliche Eigenbrötelei zum Schaden des Gemeinwohls. Ausdruck davon ist zum Beispiel auch ein ständiger Rückgang der eigentlichen Lehrzeit, und ein Voranschreiten von Quasi-Animationen wie Klassenreisen und die effektive Vergrößerung der unterrichtsfreien Zeit durch beispielsweise so genannte

“schulautonome Tage” und sonstige Periphäraktivitäten. Der Schulapparat ist da sehr erfinderisch.

Die Schwarzwirtschaft an Nachhilfestunden dürfte inzwischen die geschätzte 100 Millionen Euromarke pro Jahr erreicht haben; Tendenz steigend. Dabei schanzten sich Lehrer gerne gegenseitig Nachhilfe zu, indem sie ihren Schülern schlechte Zensuren ausstellen, was sie in die Lage versetzt, den Kollegen dieselbigen zu überlassen und im Gegenzug von denselbigen Nachhilfeschüler zu beziehen. Sie drucken sozusagen indirekt ihr eigenes Geld—der Schüler als cash cow. Dabei wird in Einem lamentiert und unterstellt, dass die Eltern ihre unfähigen Sprösslinge unbedingt durch eine höhere Bildung pressen wollen, was eine außerschulische Nachhilfe erforderlich macht.

Obzwar ich zögere, hier vorschnelle Lösungen vorzuschlagen, erschiene mir eine Ausweitung der vollen Lehrverpflichtung auf fünfunddreißig Schulstunden nach den ersten fünf Jahren Schulpraxis sinnvoll; weiters obligate Nachmittagsbetreuung und obligates kostenloses Mittagessen; genau so wie in Finnland. Hierbei wäre das Rad nicht neu zu erfinden; denn es wurde andernorts bereits erfunden. Man könnte sich von Skandinavien gewiss einiges abschauen.

Weiters sollte man sich fragen, was das Schulsystem eigentlich zu leisten hätte. Welche Zielvorstellungen wären vorzugeben, wie wollen wir unseren Nachwuchs behandeln, wie sollen die Kinder aufs Leben vorbereiten werden? Es wäre auch zu klären, was ein erfolgreicher Erwachsener wirklich braucht, und welche Methoden geeignet sind, diese Ziele zu erreichen.

## V. ANEKDOTEN UND FUNDSTÜCKE

In der Folge sollen nun, gewissermaßen zur Entspannung des Lesers, einige persönliche Erinnerungen und Anekdoten erzählt werden, welche ich im Zusammenhang mit der Bibliothek der Technischen Universität Wien erleben durfte. Ich ersuche, dies alles mit Augenzwinkern zu betrachten und nicht auf die Goldwaage zu legen; meine Erinnerungen mögen getrübt und auch ein wenig verdreht erscheinen.

Eine den genius loci wiedergebende Geschichte betrifft nicht unsere Bibliothek, sondern die nicht weit davon entfernte Bibliothek der Akademie der bildenden Künste am Schillerplatz. Das Dienstzimmer des dortigen Bibliotheksdirektors zeichnete sich durch, zumindest in meiner Erinnerung, makartartigen Prunk und Formenfülle aus. Hoch über dem ausladenden Schreibtisch aus schönen Intarsien hing ein großes Gemälde. In diesem streckte sich ein schönes, wildes, behaartes Tier diagonal quer über die gesamte Leinwand. Auf meine Frage, was dies für ein Bild sei, antwor-

tete der Direktor: “ach das, das ist nur ein Rubens!” Während seiner Worte winkten Bauarbeiter, die am Gerüst standen und die Fassade reparierten, freundlich durchs halbgeöffnete Fenster. Tu felix Austria!

Eine weitere Schrulle könnte sich in einer nicht näher genannten kakanischen Fachabteilung zugetragen haben. Auf einer Weihnachtsfeier saß ich mit einem sehr zufrieden wirkenden Ministerialrat zusammen, der die Finanzen seines Bereiches verwaltete. Er rauchte gerade still und in sich versunken eine große Pfeife, als ich ihn fragte, ob das Jahr gut verlaufen sei. “Sehr gut”, meinte derselbige gutmütig lächelnd, “wir waren voll erfolgreich!” Ich verstand nicht sofort. Einen Gewinn erwartete ich im universitären Bereich kaum. Deshalb fragte ich nach, worin denn genau der finanzielle Erfolg bestünde. Seine Antwort kam ganz spontan, und er seufzte dabei erlöst: “Na ausgegeben hamma das ganze Geld, alles!” Ja, Erfolg hat eben viele Gesichter.

Aber zurück zur Bibliothek an der Technischen Universität. Ich war damals in der späten Planungs- und Bauphase des neuen Hauptgebäudes beteiligt; insbesondere was die EDV-Verkabelung betraf. Als ich hörte, dass sage und schreibe insgesamt vierzehn EDV-Leitungen zur Gesamtversorgung des Gebäudes vorgesehen waren, hat es mich beinahe umgehauen. Alle Verantwortlichen im Ministerium und auch in der Bibliothek waren sich damals darüber im Klaren, dass man mit dieser nicht einmal spartanisch zu bezeichnenden Ausstattung nicht ins Informationszeitalter starten konnte!—Und das noch dazu an “meiner” Universitätsbibliothek! Ermuntert vom Ministerium—Revolutionen erfolgen in Österreich ja bekanntermaßen von oben—planten die Bibliotheksmitarbeiter schleunigst um; beziehungsweise wurden sich über ihren tatsächlichen Bedarf kompetent und schnell im Klaren. Am Ende waren es weit über zweihundert EDV-Steckdosen, die informationstechnologisch angebunden werden mussten. Einiges an Verantwortung erforderte dann zusätzlich die Wahl des Verkabelungssystems, da damals in den späten 80’er Jahren des vergangenen Jahrhunderts noch nicht feststand, welcher Verkabelungstyp sich durchsetzen würde. Nicht einmal die Topologie der Verlegung war vorausszusehen! Ich entschied mich damals für ein gut abgeschirmtes Vierdrahtsystem der Firma IBM in Sterntopologie. Die zusätzlichen Kosten sollte das Ministerium übernehmen, was unser Budget nicht wenig belastete. Ich habe den betreffenden Ministerialakt noch in guter bildlicher Erinnerung: es war ein eher knapp gehaltenes, beinahe schwächtiges Stück, das beinahe nur einen Referatsbogen umfasste. Dafür symbolisierte sich darin für mich der Mut zu notwendigen Entscheidung; auch bei nicht gänzlich klaren Entscheidungsgrundlagen.

Nach Fertigstellung des Gebäudes stellte sich dann heraus, dass die Planung und Bau-

ausführung unter der strengen und kompetenten Observanz sowohl eines unserer Architekturprofessoren, als auch einer fachkundigen Bibliotheksleitung erfolgte; sodass genug Geld übrig blieb, um das ministerielle und lokale Bibliotheksbudget nicht zu belasten—alles kam von der Bundesgebäudeverwaltung. Das erfuhr ich im Rahmen der Vorstellungspressekonferenz. Diese Installationen waren einfach und selbstverständlich als Gebäudeausstattung zur Kenntnis genommen worden; und damit basta. Ich war damals sehr erleichtert! Professor Dahinden hatte übrigens bei dieser Pressekonferenz einige Mühe, die Gipsmodelle der von ihm entworfenen Bibliotheks-Eulchen intakt am Tisch zu behalten. Sie rutschten immer irgendwie ab, kippten um und zerbrachen sogar am Boden! Aber Scherben bringen ja bekanntlich Glück!

A propos Gebäude und Räumlichkeiten: es nimmt nicht Wunder, dass angesichts der zunehmenden Virtualisierung des wissenschaftlichen Literaturbetriebes eine steigende Begehrlichkeit seitens der Universitätsleitung an den Gebäuden der Universitätsbibliotheken besteht. Diese Versuche, Bibliotheksräume zu vereinnahmen, haben eine lange Tradition. Eingeweihte munkeln von einer seitens der Nationalbibliothek gewagten und kühn inszenierten frühmorgendlichen “Hausbesetzung” eines Traktes der Hofburg, der auch dem Außenministerium versprochen war—eine Nacht- und Nebelaktion! Schmerzlich und unverzieren das Schicksal des Neuen Institutsgebäudes an der Universität Wien, das als Universitätsbibliothek geplant war. Erst unlängst deutete der Dekan der Physikfakultät im großen Hörsaal der Experimentalphysik der Universität Wien vor “Freund & Feind” an, dass letztlich sogar die Räume der Zentralbibliothek für Physik in Wien disponibel sein müssten und würden.

Dieses Thema ist also relativ alt und verständlicherweise emotionsbeladen. Nichts außer Personalkosten ist bekanntlich so teuer als Immobilien. Ich darf hier also beherzt Stellung beziehen und ein Bekenntnis zu den Bibliotheken des alten Stils abgeben; welche heute neue Aufgaben im virtuellen Informationsbereich übertragen bekommen haben: als Treffpunkt der Lernenden, Leseratten, Stöberer und Sinnierer, Tagträumer und Stoffpauker! Ich glaube, dass, wenn es nicht bereits Bibliotheken gäbe, man sie wieder in ihrer heutigen Form neu erfinden müsste! Besonders den Träumern, literarischen Streunern und Sinnieren seien die Bibliotheken gewidmet; denn ohne dieselben fänden große Fortschritte und Entdeckungen in Wissenschaft und Technik nur unter erschwerten Bedingungen statt! Die Muße, in der sich freies wissenschaftliches Denken entfalten kann, lässt sich schwer quantifizieren; dennoch ist sie von größter Bedeutung für das Entstehen neuer Ideen und Technologien.

Manchmal sind lebende Bibliotheken auch Zeitkapseln, die uns an unsere Vergangenheit erin-

nern, und daran, woher wir kommen; als Nation eingebunden im geschichtlichen Malstrom. Lassen Sie mich also abschließen mit zwei Fundstellen an der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Wien. Die eine betrifft die Kriegserklärung, die Kaiser Franz Joseph im Amtlichen Teil der Wiener Zeitung Nr. 174 am Dienstag, den 28. Juli 1914 durch den Minister des Äußern Graf Berchtold veröffentlichen ließ. Die darauf folgende Ausgabe Nr. 175 vom 29. Juli 1914 enthielt im Amtlichen Teil zwei Erklärungen Franz Josephs "an seine Völker". Der nichtamtliche Teil enthielt folgende Meldung, die das damalige kakanische Großreich versinnbildlicht: "Bad Ischl, 28. Juli. Se. K. und k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Karl Franz Josef kehrte um 1/2 4 Uhr vom Diner in der Kaiservilla ins "Hotel Kaiserin Elisabeth" zurück und unternahm um 5 Uhr in Begleitung des Kammervorstehers Prinzen v. Lobkowitz einen Automobilausflug über Strobl längs des Wolfgangsees nach St. Gilgen und von dort nach dem Mondsee und Attersee. Der Herr Erzherzog wurde bei der Anfahrt von einem massenhaften Publikum enthusiastisch begrüßt." Ich bin auf diese Textstellen gestoßen, als ich an der Hauptbibliothek einen Artikel der Fachzeitschrift "Nature" kopieren wollte.

Eine andere Fundstelle ist das Original von Owen Jones' "Grammar of Ornament" aus dem Jahre 1856. Diese Sammlung von Ornamenten und Kunstformen aller Kulturen und Epochen stammt aus einer Zeit, die sich gewissermaßen implizite und ganz selbstverständlich zur Schönheit und ästhetischen Formengebung bekannte; noch bevor der Jugendstil diese zum Programm erhob. Diese Zeit war auch geprägt von großen sozialen und politischen Missständen, sowie von technischen und wissenschaftlichen Umwälzungen; und trotzdem oder vielleicht gerade deshalb war das Bekenntnis zur Schönheit ungebrochen.

Die Tafeln aus Owen Jones' "Grammar of Ornament" erscheinen daher beinahe wie ein ferner Klang. Man könnte meinen, diese Melodie könnte uns helfen, die leidenschaftliche Flamme des Geistes, der Rebellion und der Menschlichkeit in uns Raum zu geben, welche durch die abendländischen Universitäten und Bibliotheken seit ihrer Begründung loderte!